

LITERATUR UND PAPIER
MIT LOTHAR MÜLLER UND KATHRIN PASSIG¹
Moderation: Marcel Lepper

MARCEL LEPPER Meine Damen und Herren, ich wünsche Ihnen einen guten Abend. Im Juni Abendveranstaltungen anzusetzen, ist vermutlich schon an einem Ort wie Berlin eine etwas heikle Angelegenheit. An einem so arkadischen Ort wie diesem ist sie noch heikler. Ich freue mich also besonders, dass sie so zahlreich gekommen sind. Ich freue mich vor allen Dingen, dass wir Kathrin Passig und Lothar Müller heute Abend bei uns haben, um zuerst einmal über eine schöne Zahl nachzudenken. Der 6.6. ist eine schöne Zahl. Und dieses Museum von David Chipperfield Architects wurde genau heute vor sechs Jahren eingeweiht, auch das ist schön, und so feiern wir heute Abend heimlich ein wenig Geburtstag .

Wir haben hier ein Museum, das uns mit seiner ganzen Papier- und Evidenzrhetorik mitten in das hineinführt, was wir heute Abend vorhaben, außer Geburtstag feiern. Nämlich über ein Buch sprechen. Lothar Müller kennen Sie seit vielen Jahren als Wissenschafts- und Literaturjournalist der *Süddeutschen Zeitung*, zuvor war er bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, war Fellow am Wissenschaftskolleg in Berlin, von 1985 bis 1989 nebenberuflich Dozent für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der FU Berlin, seit 2010 ist er Honorarprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er hat zahlreiche Preise bekommen, darunter den Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik, den Johann-Heinrich-Merck-Preis für literarische Kritik und Essay der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Seit kurzem ist er uns noch mehr verbunden – als wissenschaftlicher Beirat der Deutschen Schillergesellschaft. Wir freuen uns, lieber Herr Müller, dass sie mit Ihrem Buch *Weißer Magie*, das bei Hanser erschienen ist, heute bei uns sind. Dass ich heute Abend gegen die Etikette verstoßen und Sie zuerst vorgestellt habe, hat mit eben diesem Buch zu tun.

Zu meiner Rechten sitzt Kathrin Passig, die sozusagen am Gegenprojekt arbeitet. Aber wir wollen heute Abend nicht polemisch werden, sondern lernen zu differenzieren. Wir wollen sozusagen eher die Querverbindungen suchen und keine Kon-

¹ Der folgende Text basiert auf einem Mitschnitt der Veranstaltung am 6. Juni 2012.

frontationen. Kathrin Passig kennen Sie ebenfalls als Journalistin, als Übersetzerin, als Autorin im *Merkur* und vielen anderen großen Zeitschriften. Kathrin Passig kennen Sie vor allem aber aus der theoretischen und aktiven Beschäftigung mit den digitalen Medien. Kathrin Passig hat, wie Sie wissen, 2006 den Bachmann-Preis bekommen. 2007 ist ihr *Lexikon des Unwissens* erschienen, das sie zusammen mit Aleks Scholz verfasst hat. Zurzeit arbeitet Kathrin Passig mit Sascha Lobo an einem Buch, das bei Rowohlt erscheinen wird: *Internet – Segen oder Fluch*. Dieser Titel ist, glaube ich, von den Autoren geduldet, aber nicht beabsichtigt. Ich vermute, er geht eher auf ein Missverständnis des Verlags zurück. Nun heißt dieses Buch zwar *Internet – Segen oder Fluch*, aber es geht darin eigentlich um etwas anderes. Auch darüber werden wir uns heute Abend unterhalten.

Dieses rote Buch hier trägt den Titel *Weißer Magie*, und wie ich gerade erfahren habe, gibt es auch eine grüne Lizenzausgabe bei der wissenschaftlichen Buchgesellschaft ... Es ist ein Buch über Papier, eine große Historie der Papierherstellung, der Papierindustrie und der Papier verarbeitenden Gewerbe. Das sind vor allen Dingen die schreibenden Gewerbe. Wir erfahren in *Weißer Magie*, woher das Papier kommt und wie es uns erhalten ist und ob es eine Zukunft hat. Wir lernen sehr viel über Literatur und über literarische Autoren, die nicht nur auf Papier gearbeitet haben, sondern den Anteil des Beschreibmaterials an ihrer Arbeit oft mitdenken und thematisieren. Ich verspreche Ihnen, dass es heute Abend zwar etwas dialektisch wird, aber eben nicht kontrovers. Das hat uns auch schon in den Vorgesprächen beschäftigt. Lothar Müllers Buch ist so angelegt, dass es eigentlich, wenn ich das richtig verstanden habe, die Konfrontationsrhetorik, mit der wir uns gegenwärtig auseinandersetzen – hier digitales Zeitalter, dort Papier- und Gutenbergzeitalter –, dekonstruieren will. Versteh ich das richtig?

LOTHAR MÜLLER Bei mir ist diese Zuspitzung erst in den letzten Jahren so richtig angekommen. Doch ›Netz‹ auf der einen, ›Buch‹ auf der anderen Seite, das ist eine relativ sterile Opposition. Meine Beschäftigung mit dem Thema ist ein bisschen älter und hängt sogar ein wenig mit der Eröffnung dieses Museums im Jahr 2006 zusammen. Ich wurde damals um einen Beitrag zum Katalog der Dauerausstellung gebeten, Meine Gedanken über Archiv und Bibliothek habe ich seinerzeit probeweise in die Polarität von ungebundenem Papier und gebundenem Papier gebracht. Das stimmt natürlich nur zum Teil. Auch in Bibliotheken gibt es Manuskriptsammlungen und in Archiven Bücher. Aber es gibt gewissermaßen Magnetberge, an die sich das anlagert. Im Archiv ist der Anteil an ungebundenem Papier entscheidend, und es prägt stark auch dieses Museum.

Seitdem hat mich diese Opposition nicht losgelassen – gebundenes und ungebundenes Papier. Und in meiner eigenen Arbeit hat sich das fortgesetzt. In der Zeit, über die wir reden, also in den letzten sechs Jahren, hat sich an meinem Arbeitsplatz eine Menge verändert. Ich glaube sogar, dass meine gesamte schreibende Tätigkeit mit diesen Veränderungen einhergeht. Ich denke an die verschiedenen Schreibmaschinentypen, ich hatte eine Typenradmaschine, eine Kugelkopfmaschine, ich hatte eine Tastenschreibmaschine und alle möglichen anderen Geräte. Ich bin alles mitgegangen bis zu meinem heutigen Arbeitsplatz bei der *Süddeutschen*, wo ich jeden Artikel, den ich fertig redigiert habe, doppelt abspeichere: für die Printausgabe und für die iPad-Ausgabe. Die beiden sind nicht exakt identisch, was mir gewisse Arbeitsverpflichtungen auferlegt – und eben auch Fragestellungen provoziert wie die nach dem exakten Äquivalent für eine Druckseite auf einem iPad. Ich habe auch meine Kollegen danach gefragt ... Sie haben geantwortet: Am Konzept ›Seite‹ wird noch gearbeitet. Ich meine das nicht als Vorwurf ...

M.L. Sie sprechen in Ihrem Buch vom Mimikry: Die digitale Welt ahmt die Papierwelt nach und arbeitet offenbar schon deshalb am Konzept ›Seite‹, weil die Nutzergemeinschaft so gerne wischt und blättert. Wie sieht Ihr Schreibtisch aus, Frau Passig?

KATHRIN PASSIG Ich hab gar keinen Schreibtisch. Ich hatte jetzt viele Jahre ein Gemeinschaftsbüro mit Freunden und hatte da auch einen Schreibtisch, wie Autoren ihn gerne haben: stapelweise Zeug mit unteren, festsedimentierten Schichten, in denen man dann ganz überraschende Dinge von vor fünf Jahren wiederfindet, die damals dringend waren. Wir mussten dann 'raus aus diesem Büro, und die letzten zwei, drei Jahre waren ja in Berlin die große Zeit der Coworking Spaces. Man kann sich jetzt an sehr vielen Ecken einmieten, beispielsweise auch direkt gegenüber von meiner Wohnung. Tageweise, wochenweise, monatsweise – für erfreulich wenig Geld. Ich zahle jetzt 50 Euro im Monat, habe dafür aber keinen eigenen Schreibtisch. Und ich dachte, ich probiere das 'mal aus. Ich mache das jetzt ein halbes Jahr – und es geht sehr gut. Es geht sogar sehr viel besser als früher, weil ich eben nicht diese ganzen Papierstapel anhäufe, die dann darauf warten, abgearbeitet zu werden.

M.L. Ihr Schreibtisch steht sozusagen irgendwo in Kalifornien und wahrscheinlich irgendwo da oben in den Wolken.

K.P. Ja, er sagt aber auf weniger zudringliche Weise, dass es etwas zu tun gäbe ...

M.L. Papier ist zu dringlich, Papier vermittelt uns den Eindruck, dass es tatsächlich etwas zu erledigen gibt. Die großen Unternehmen, die angefangen haben, das papierlose Büro zu errichten, haben sehr schnell die Erfahrung gemacht, dass sich bald wieder Papier auf dem Boden stapelt, weil wir alle hie und da unsere Mails und gescannten Papiere doch ausdrucken ... Papier vermittelt, wie gesagt, offenbar das Gefühl, dass da etwas getan werden muss. Gleichzeitig zerfällt Papier – wir haben es hier im Archiv mit sehr vielen Zerfallsprozessen, Versäuerungsprozessen zu tun. Wir ergreifen deswegen Entsäuerungs- und Digitalisierungsmaßnahmen, um – nicht für die Ewigkeit, aber doch für die nächsten 50 oder 100 Jahre – zu erhalten, was sonst hier zu Staub zerfallen würde.

K.P. Papier vermittelt nicht nur den Eindruck, dass etwas getan werden muss. Es vermittelt dir außerdem – und das macht es noch viel attraktiver – den Eindruck, dass bereits etwas getan wurde: Ich habe den Text ja schon 'mal ausgedruckt! Vielleicht habe ich sogar ein paar Anstreichungen gemacht. Das zeigt, dass man tätiger Staatsbürger war und nicht einfach nur 'rumgelegen hat.

M.L. Wie haben Sie Ihr Buch geschrieben, Herr Müller? Sozusagen jenseits der Zwänge des Redaktionssystems der *Süddeutschen Zeitung*?

L.M. Sie wollen wissen, ob ich einen Schreibtisch habe?

M.L. Genau!

L.M. Ja, ich habe schon einen Schreibtisch. Die Arbeit an diesem Buch ist natürlich dadurch sehr gefördert worden, dass es Zugriffsmöglichkeit auf Bibliotheken und Archivmaterial gibt, ohne dass man sich von seinem Schreibtisch entfernen muss. Das war für mich eine entscheidende Voraussetzung, weil die Arbeitszeit bei der *Süddeutschen* kaum Zeit lässt, öffentlichen Bibliotheken oder Archive zu nützen. Es ist für mich also sehr günstig, dass es das gibt, was ich für mich das »öffentlich-rechtliche Netz« nenne: Angebote von Universitäten oder privaten Unternehmen, aber auch Materialien, die im Archiv sind und von Universitäten zur Verfügung gestellt werden, die Möglichkeit auf Manuskripte und digitalisierte Zeitschriften des 18. Jahrhunderts zuzugreifen, in denen man über das schon damals viel diskutierte Papier finden kann. Diese ganzen Suchmittel sind entscheidende Voraussetzungen dafür gewesen, dass man so ein Buch sozusagen neben dem Beruf schreiben kann – zeitlich. Technisch ist es so, dass ich an meinem Computer zu Hause sitze. Daten kann ich ja mitnehmen. Ich kann mir auch im Büro etwas herunterla-

den, wenn ich Spätdienst habe und nicht viel passiert. Und das ist natürlich ein großer Vorzug.

Auch haben wir in den letzten Jahren sehr viele Artikel angeboten bekommen, die sozusagen prognostische Qualität haben. Wo geht das alles hin? Wie wird das in zehn Jahren sein? Was wird aus dem Papier? Was wird aus dem Fernsehen? Was wird sozusagen aus unserer angestammten Medienwelt? Viele dieser Artikel finde ich schwierig ... Ich wüsste nicht einmal zu sagen, was in zehn Jahren aus der iPad-Variante der *Süddeutschen* wird, die sich jetzt schon sehr verändert hat und von der man nicht weiß, ob und wie sie sich durchsetzt. Auch in welchem Zahlenverhältnis. Die Abonnentenzahlen sind im Moment noch sehr ungleich ... Wir haben im Printbereich samstags eine Auflage von 700.000, fürs iPad gibt es ungefähr 3.000/4.000 Abonnenten. Die Schnittmenge zwischen Online-Usern, sozusagen der SZ-Online, und dem Printmedium beträgt sieben Prozent. Das heißt, diese Welten überlagern sich noch nicht richtig ... Wir wissen wahrscheinlich nur relativ ungenau, wie das so in 20 Jahren sein wird. Aber wir können uns eine Vorstellung von unserer Herkunftswelt verschaffen, in die eingeht, was wir gerade erleben.

Der Buchtitel *Weißer Magie* spielt mit der alten Vorstellung, dass es zwischen der schwarzen Kunst, also der Buchdruckerkunst, und den faustischen Dimensionen der Bücherwelt magische Verbindungen gibt. Die Grundidee steckt in der Frage, warum man darüber immer nur aus der Perspektive der Druckerpresse spricht. Warum ist immer vom Gutenbergzeitalter die Rede, deren perspektivischer Fixpunkt eben die Druckerpresse ist? Ist es nicht besser, man nimmt das Papier mit hinein in diese Diskussion? Wenn man über das Papier und die Vielfalt seiner Funktionen, die es in der Geschichte erfüllt hat, nachdenkt, dann erfährt man meiner Meinung nach die analoge Vorgeschichte von Ritualen und Techniken, die wir heute mit Netz verbinden. Der Begriff ›Netz‹ selber ist ja älter und hat sich mit vielen anderen Begriffen verbunden. Ich glaube, dass Papier ein analoges Vernetzungsmedium gewesen ist.

M.L. Wenn wir vor zwei Jahren hier gesessen hätten, mitten im Schreibprozess und in genau dieser Konstellation, was hätten Sie Kathrin Passig gerne gefragt, die möglicherweise noch gar nicht an ihrem Internetbuch schrieb, vielleicht aber schon daran dachte?

L.M. Ich habe vor ein paar Jahren einen Satz von Ihnen, Frau Passig, im *Merkur* gelesen, der mich deshalb beeindruckt hat, weil er mein Leben gerade *nicht* beschreibt. Es ging um eine Art Befreiung von den Bücherregalen ... Um dieses Mo-

ment von Erleichterung der Existenz im Sinne von Entschwerung, dadurch, dass vieles wegfällt und man dadurch mobiler wird. Danach hätte ich Sie gerne gefragt: Ob mein Eindruck richtig ist, dass Sie ein euphorisches Verhältnis zur Befreiung haben?

K.P. Jain. Zum einen ist es doch so, dass man sich immer die Situation schön redet, in die man gerade geraten ist. Dieser Erleichterung ging eine lange zunehmend schwierige Phase voraus. Ich war einfach ein enthusiastischer Bücherkäufer. Das hat mir viele Jahre viel Freude gemacht, und irgendwann schlug das dann ganz allmählich um. Ich war in meiner Wohnung, die nicht groß ist, umstellt von großen schwarzen Billy-Regalen an allen Wänden – das ist ein ästhetisches Problem, aber auch ein praktisches. Man kann nie wieder umziehen und, ach, die Bücher stauben ja auch ein. Es war also auch klar: Ich brauche entweder eine größere Wohnung oder ich muss irgendwas ändern. Da tauchte dann so langsam die Linderung in Form des E-Books oder zumindest in Form der Aussicht auf das E-Book auf. Ich habe auch festgestellt, dass ein Großteil dessen, was ich in den Regalen aufbewahre, vielleicht kein Fetisch, aber eine praktische, manifeste Form der Vergangenheit ist. Vergangenheit bekommt schnell etwas sehr Abstraktes, insbesondere, wenn man so vergesslich ist wie ich. Wenn man aber all' die Bücher noch besitzt, die man mit 20 gelesen hat, dann existiert auch irgendwie der Mensch noch, der man mit 20 war. Und das wurde mir mit Mitte 30 immer klarer: Nein, eigentlich existiert dieser Mensch nur noch in Form der gefüllten Bücherregale. Ich hab in diese Bücher seit 15, 20 Jahre keinen Blick geworfen. Es gibt keinen guten Grund, sie da weiterhin stehen zu haben. Und ...

M.L. Und da sind Sie zur Tat geschritten?

K.P. Ja. Allerdings war das, was in den Artikeln zu lesen war, etwas optimistisch, sagen wir mal: in die Zukunft projiziert. Das klang da schon aufgeräumter, als es in Wirklichkeit ist. Ich habe immer noch sieben Billy-Regale, die zu drei Vierteln gefüllt sind. Ich wünschte, es wären viel weniger, aber da stehen eben auch Bücher, bei denen es mir schwer fällt, mich von ihnen zu trennen, weil sie zum Beispiel signiert und geschenkt sind. Oder weil ich sie tatsächlich noch ab und zu brauche. Von den meisten hätte ich einfach gerne im Tausch das E-Book. Aber das geht natürlich nicht, und ich müsste noch einmal Geld dafür ausgeben. Und so sehr dringend ist es dann auch wieder nicht.

M.L. Papier kann also etwas Lästiges oder Aufdringliches haben, kann in Privatwohnungen zu Staubeffekten führen, mit denen wir Marbacher, wenn wir vor Ort

Nachlässe erwerben, permanent konfrontiert sind. »Weiße Magie«, das ist die gute Welt, nicht nur im Gegensatz zur schwarzen Magie der Druckerkunst, sondern tatsächlich zur alchemistischen schwarzen Magie, die für uns mit einem Bedrohungszauber verbunden ist. Die bildungsbürgerliche Sympathie gehört natürlich dem duftenden Papier und dem Buch, das man möglicherweise sogar noch aufschneiden darf und dergleichen mehr ...

K.P. Ich muss korrigieren. Manchmal stinken Bücher ja auch

M.L. Ja, manchmal. Auch manche unserer Publikationen verbreiten bei der Anlieferung oder nach dem Öffnen der Folie für kurze Zeit eine ganz eigene Duftwolke entgegen. Das hängt natürlich mit den Klebern und Farben zusammen.

In New York gibt es im Augenblick eine große Diskussion. Die New York Public Library plant, den Lesesaal, der für den klassischen Buchbenutzer gedacht war, komplett zu entkernen. Da sollen Computerarbeitsplätze hin. Der ganze Buchbestand soll nach Brooklyn geschafft werden. Die Forscher werden es aushalten, wenn sie ein paar Tage warten müssen, bis der Shuttle die real existierenden Bücher über den Fluss gebracht hat. Es gibt natürlich einen Aufschrei und eine ganze Initiative, die das verhindern will. Aber nicht nur Buchhistoriker, sondern auch Bibliothekspolitiker wie Bob Darnton, die obendrein in der NY Public Library im Aufsichtsrat sitzen, sagen, dass das jetzt sein müsse, dass dieser mediale Schritt jetzt vollzogen werden müsse. Es gälte, sich vom Fetisch zu verabschieden. Und er bleibe ja in gewisser Weise erhalten – am Format Seite arbeiten wir noch ...

Mein Frage an Sie, Frau Passig: Weiße Magie und Papier, das verträgt sich gut. Kann diese positive, faszinierende und anziehende Magie auch im Netz funktionieren?

K.P. Ja, natürlich funktioniert das sehr gut. Man merkt das an der großen Menge technikoptimistischer und internetbegeisterter Texte. Es gefällt vielen sehr, dass man durch den E-Book Reader, den Bildschirm des Rechners oder auch durch das Smartphone wie durch ein Fenster in eine unerschöpfliche Wunderwelt voller Informationen schaut, die man eben nicht erst in Buchform bestellen und drei Tage später abholen muss. Man hat sie praktischerweise sofort vor sich.

Ich habe mich im Herbst auf einer Veranstaltung der Buchbranche mit Leuten aus der Münchner Staatsbibliothek unterhalten. Die sagten, sie wüssten gar nicht, was wir komischen Bibliothekskritiker eigentlich hätten ... Bei ihnen sei es voller denn

je, die Studenten säßen jetzt alle in der Bibliothek. Ich war nicht geistesgegenwärtig genug, nachzuhaken ... Aber mein Verdacht ist eher der, dass die Studenten dort hingehen, weil ihre Arbeitsplätze mobiler geworden sind – und man lieber in der Bibliothek sitzt als zuhause. Und nicht so sehr, weil das der Ort ist, an dem die Bücher aufbewahrt werden.

M.L. Worunter große Bibliotheken wie das neue Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum oder Norman Forsters Philologische Bibliothek der FU in Berlin teilweise leiden, sind tatsächlich Überfüllungsszenarien, ausgelöst von Studierenden, die dort Gemeinschaft suchen, um ihre Facebook-Aktivitäten abzuwickeln und dergleichen mehr. Über Besuchsquoten müssen sich Bibliotheken also keine Sorgen machen.

Peter Strohschneider kann als Mediävist wunderbar erzählen, wie man als Paläograph lernt, bei einem Kodex, der ja nicht aus Papier, sondern aus Pergament ist, die Fell- und die Fleischseite zu unterscheiden. Das ist eben kein wirklich Papier, sondern Tierhaut. Papier ist glatter. Wie ist das mit der Geschichte dieses Stoffes? Warum diese ungeheure Erfolgsgeschichte dann doch über viele Jahrhunderte, Herr Müller?

L.M. Ich bin mit der Vorstellung groß geworden, Gutenberg und das Jahr 1450 als die entscheidende Zäsur zu verstehen. Es wirkt dann manchmal so, als seien Papier und Druckerpresse Zwillinge, als seien sie gewissermaßen gleich ursprünglich. Aber wenn man dann feststellt, dass Papier 1.500, fast 1.400 Jahre älter ist, dann kann man sich fragen: Was hat es denn in dieser ganzen Zeit gemacht? Wir neigen immer dazu, Ursprünge in China zu vermuten – und in der Regel stimmt das auch. Also beim Papier stimmt es.

Ich habe mich von Leuten, die sich auskennen, belehren lassen und würde gerne in Parenthese etwas zum Wissen über das Papier sagen. Der Wissensstand über das Papier ist in Europa zurzeit so hoch wie nie zuvor. In den Kreisen der zünftigen Papierhistoriker hat sich eine ungeheure Menge von technischem, kulturhistorischem und wirtschaftshistorischem Wissen über das Papier angesammelt. Doch dringt davon kaum etwas nach außen, das ist eine Wissens-Welt, die fast in sich abgeschlossen ist. Die Forschung kommuniziert untereinander, aber in die Gesellschaft und die Theorien der Universitäten gelangt dieses Wissen nicht. Das ist ein ganz eigentümliches Phänomen, das ist ganz anders als bei denjenigen, die sich mit der Druckerpresse, den Verlegern, Buchdruckern und Buchgestaltern beschäftigen.

Es gibt eine riesige Website zum Papier, die heißt *Bernstein. The Memory of Paper*,² sie wird in sieben Sprachen betrieben. Kern der zünftigen Papierhistorie ist immer die Wasserzeichenforschung gewesen. Das heißt, Papierhistorie hat einen gewissen Drang in die früheren Jahrhunderte. Aber auch das löst sich jetzt ein bisschen auf ...

Ich habe mich also über diese Frühgeschichte des Papiers belehren lassen. Ich will das jetzt nicht breit auswalzen, aber doch einen Punkt hervorheben. Als ich begann, mich mit dem Thema zu beschäftigen, bin ich häufig in Überblicksdarstellungen auf den Satz gestoßen: »Über die Araber kam das Papier nach Europa.« Und dann war es da. Es war aber vorher in China. So ist dieser Satz sozusagen die Brücke zwischen China und Europa. Das ist ein Satz, der Jahrhunderte umschließt, der einerseits einen kulturellen *take off* erfasst, andererseits so etwas wie ein rückwirkendes Experiment benennt. Die Ausbreitung des Papiers im Zuge der Etablierung und Konsolidierung des arabischen Weltreiches ist ein Prozess, der im Grunde der imaginären Anweisung gehorcht: Probiert doch 'mal aus, was man alles mit Papier machen kann, auch wenn ihr noch keine Druckerpresse habt. Und es geht sehr viel. Der Untertitel meines Buch, »Die Epoche des Papiers«, hat den Sinn, die Gutenbergwelt, die wir kennen, in diese ganze Epoche des Papiers einzubetten. In diese ältere Geschichte. Weil eben vieles in der Geschichte des Papiers als Trägermedium aus Welten jenseits des europäischen Mittelalters kommt. Das gilt zum Beispiel für den Geldverkehr. Papier war als großes Vernetzungsmedium von Recht, Ökonomie, Wirtschaft und Politik da, bevor die Literatur so etwas wie ein spezielles Bündnis mit dem ihm geschlossen hat.

Papier ist also in Europa als ein von den Arabern entwickeltes Medium angekommen. Das hat mich auf den Gedanken gebracht, diese Gutenbergzäsur als eine Fusion zweier Medien aufzufassen, die unterschiedlich alt sind und unterschiedlichen Logiken folgen. Erfolgreich war diese Geschichte, weil es eine Medienfusion gab und nicht nur eine technische Erfindung. Ich glaube, dass die Wahrnehmung dieser Zäsur etwas mit unsern alten Wahrnehmungsmustern zu tun hat: Stoff und Form. Die dynamische Druck-Maschine als Instrument, symbolisiert in den schwarzen Buchstaben, in denen der Geist steckt, küsst sozusagen die Trägermaterie, das Papier, erst wach – und prägt dem Papier die Zeichen auf. Der Vorgang wird auch noch in metaphorischen Bildern des Weiblichen erzählt: Papier erscheint jungfräulich-passiv, ehe es vom dynamischen männlichen Geist bedruckt wird.

² http://www.memoryofpaper.eu:8080/BernsteinPortal/appl_start.disp (14.3.2015).

Wenn man es aber medientheoretisch sieht, ist Papier aber gewissermaßen ein unscheinbares Medium, das eine Dynamik hat, die nicht diesem revolutionären Modell folgt. Papier hat nichts Neues in die Welt gebracht, sondern sich an lauter KulturROUTINEN angelagert, die es schon gab. Es gab schon den Brief, es gab schon das Buch, es gab schon die Verwaltung, es gab schon das Geld. Aber im Verein mit dem Papier haben sie alle gewissermaßen noch einmal einen Dynamisierungsschub bekommen. Sie kennen Woody Allens Film *Zelig*: Zelig ist der Typ, der immer irgendwie dabei ist, wenn etwas Wichtiges in der Geschichte geschieht. Papier ist medientheoretisch eine Art Zelig, es ist immer dabei, ohne irgendwo die Hauptrolle zu spielen. Aber aus der Summierung dieser Minimaleffekte entsteht dann eben doch so etwas wie eine einflussreiche Größe.

M.L. Was ist in der Adoleszenzphase des Papiers nun eigentlich passiert?

L.M. Es wurde alles ausprobiert. Im Gropius-Bau konnte man in der Ausstellung ›Schätze des Aga Khan‹ wunderbar illuminierten Koranhandschriften sehen. Sie widerlegen ein bisschen die Vorstellung, dass der islamische Monotheismus immer bilderlos gewesen sei. Die kaligrafische Seite des arabischen Papiers, sagen die Experten, ist natürlich sehr wichtig. Auf der anderen Seite ist das Papier im banalen Sinne als Speicher- und Zirkulationsmedium entscheidend beteiligt gewesen an der Ausbreitung des Korans. Nämlich als Vervielfältigungsmedium. Wir denken bei Reproduktion in der Regel an die Maschinerie der Reproduktion. Aber natürlich ist auch das handschriftliche Kopieren, wenn man es manufakturmäßig und systematisch betreibt, eine effektive Reproduktionstechnik, die im Islam in Verbindung mit dem Papier ebenso effektiv angewandt worden. Papier hat im arabischen Raum relativ rasch Pergament und Papyrus aus dem Feld geschlagen. Es gab also immerhin zwei Medienrivalen, und das hatte mit der materiellen Substanz des Papiers zu tun.

Das Papier kam, wie erwähnt, aus China. Zur Herstellung wurden unter anderem auch Fasern des Papiermaulbeerbaums, genauer: seiner Borke, verwendet. Die Araber mussten das Herstellungsverfahren ihren klimatischen Bedingungen anpassen, da der Papiermaulbeerbaum bei ihnen nicht wuchs. Sie verwendeten deswegen Kleidung, Takelage und ähnliche Dinge. Papier ist seit diesem *take off* in der arabischen Kultur sozusagen ein Zivilisationsprodukt, dessen Rohstoff selbst Zivilisation ist. Das ist ein interessantes Phänomen, denn es bedeutet, dass die Rohstoffbasis des Papiers über Jahrhunderte in Menschennähe zu suchen war und eigene Berufe ausgebildet hat. Der wichtigste ist natürlich der Lumpensammler, er ist sozusagen die Zirkulationsfigur, die dem Papier den Rohstoff zuführt. Dieser

Beruf hat die europäischen Städte und Dörfer nachhaltig geprägt, zum Beispiel deren akustisches Relief. Ältere Leute erinnern sich noch an die Rufe der Lumpensammler, die sich später auf Altwaren, also Eisenwaren, spezialisiert haben.

Es waren also vor allem Lumpen, die für die Papierproduktion gesammelt wurden, und es entwickelt sich eine ganze Mythologie daraus. Auch dafür habe ich mich interessiert: Inwieweit ist das Papier eine Art Selbstdeutungsmedium der europäischen Neuzeit. So lassen sich viele bekannte Redewendungen damit verbinden: »Papier ist geduldig«, »jemand ist ein weißes oder unbeschriebenes Blatt«.

Doch erzähle ich in meinem Buch, trotz des Titels *Weißer Magie*, auch eine Menge Schreckensgeschichten. Die für mich schönste von allen stammt von Melville, in dessen *Moby Dick* sich das Weiß des Papiers mit der Dämonie des weißen Wals verbindet. Es gibt also eine Seite des Papiers, die es in der europäischen Kultur unheimlich erscheinen lässt. Das hängt einerseits damit zusammen, dass es als Speichermedium verkündet: Du bist nicht der Erste, und es ist alles schon geschrieben. Andererseits erfährt die alteuropäische Papierproduktion durch die Papiermaschine und durch die Entgrenzung der Rohstoffbasis im 19. Jahrhundert neue Dimensionen. Die moderne Tageszeitung hätte nicht einfach nur durch die Verbesserung der Drucktechnologie entstehen können, ohne die Entgrenzung der Rohstoffbasis des Papiers wäre sie unmöglich gewesen: einerseits, weil es nicht genug Papier gegeben hätte, andererseits, weil es zu teuer gewesen wäre. Dass Zeitungen von einem Honoratioren-Medium zu einem Massenmedium werden und so etwas wie Boulevardjournalismus entstehen konnte, hängt ursächlich mit der Entwicklung der Papierindustrie im 19. Jahrhundert zusammen. Das haben die Autoren begriffen.

Das Zeitalter des Papiers verknüpft sich nicht nur mit Bibliotheken, Drucker-schwärze und Tintenklecksen – es geht sehr oft über die Bücher- und Archivwelt hinaus, beinhaltet die ganze Welt der Zettel, der Kontrakte. Balzac, Dickens und andere erzählen vom schmutzigen Papier, das durch die Großstädte wandert und die Menschen zerstört. Papier ist gewissermaßen unser weißes Leichentuch. Diese Phantasie hat viel zu tun mit der Erfahrung von kultureller Beschleunigung, Vermehrung, ewiger Zirkulation und von Informationsüberlastung. Das sind Dinge, die wir aktuell diskutieren.

K.P. Das interessiert mich, weil ich gerade heute im Zug an einem Kapitel für das neue Buch geschrieben habe, das von der Informationsüberflutung und ihren Vorläufern handelt und von diesen Klagen über die schreckliche Vielzahl der Bücher,

die auf keinen Fall noch weiter zunehmen darf, sonst ist das alles aus ... Diese Klage ist ja sehr alt. Sie geht noch auf Prä-Buchdruckzeiten zurück – wenn man großzügig sein will, bis auf die Bibel. Heute beim Schreiben im Zug habe ich wohl zu leichtfertig behauptet, dass man früher – als Nichtfachmann – dieser Informationsüberflutung leichter entgegen konnte. In Ihrem Buch habe ich aber beispielsweise von der Papierzettelbeklebung in ganz Paris gelesen. Meine These ist so wahrscheinlich nicht haltbar. Irgendwann wurde wohl der Punkt erreicht, wo die Allgegenwart und Zumutung der Informationen auch denjenigen erfasst hat, die nicht extra in eine Bibliothek gegangen sind. Wo würden Sie diesen Punkt ungefähr verorten?

K.P. Ich glaube, die entscheidende Zäsur war eine Aufsichtung von zwei technologischen Prozessen. Der erste technologische Prozess war die Erfindung der Papiermaschine; sie folgt dem Grundmodell der Industrialisierung und Mechanisierung in Europa seit dem 18. Jahrhundert – ursprünglich Handarbeiten werden in mechanische Bewegung verwandelt. Der Kern mechanischer Produktion ist Kontinuität, Bewegungskontinuität an der Schöpfbütte herzustellen, war das Ziel der Eigner von Papiermühlen um das 18. Jahrhundert. Die Französische Revolution brachte eine Erhöhung des Papierbedarfs mit sich. In meinem Buch erzähle ich auch die Geschichte von Louis-Sébastien Merciers 1781 erschienenem *Tableau de Paris*. Mercier beschreibt das revolutionäre Paris, aber vor allem das Paris des beginnenden Empire. Nachdem Napoleon die Revolution sozusagen zur Ruhe gebracht und in einen Verwaltungsvorgang verwandelt worden war, wuchs der Papierkonsum und -verbrauch. Mercier hat das damals sehr genau gesehen, auch ohne Statistiken.

Im 19. Jahrhundert kam in den Städten zudem etwas auf, was es so vorher noch nicht gegeben hatte: große Plakate, also *affiches* im Sinne von Zetteln, die man irgendwo hinklebt. Es gibt wunderbare Passagen bei Mercier, in denen er das beschreibt, gewissermaßen als Alternative zur Bibliothek, mit seinen Worten eine »Enzyklopädie für den eiligen Passanten«. Es wurde sehr viel auf diesen Zetteln verhandelt und annonciert; das ist auch die Vorgeschichte der Werbung, wie alte Fotografien der Pariser Brandmauern zeigen. Das hängt auch mit der Papiermaschine zusammen, die eine Entgrenzung der Formate ermöglichte. Die vorindustrielle Papiermacherei musste sich mit menschlichem Maß begnügen – die Schöpfsiebe waren abgestimmt auf den Menschen, der an der Schöpfbütte steht und die Arme ausbreitet.

Die Papiermaschine wurde immer als Maschine zur Produktion von Endlospapier aufgefasst. Ein entscheidender Vorteil der Mechanisierung der Produktion war es,

dass man die hoch qualifizierten Arbeiter, die durch Europa wanderten und sehr stark waren, wenn sie streikten, aus dem Weg räumen konnte. Es gab also auch ein sozialpolitisches Motiv bei dieser Modernisierung. Dieser Prozess erstreckt sich über Jahrzehnte, die Papiermaschine produziert immer mehr Papier – und natürlich auch immer größeren Rohstoffbedarf.

Dieser Entwicklung kommt der Umstand entgegen, dass gleichzeitig auch die Textilindustrie einen Industrialisierungsschub erlebt. Der Zusammenhang von Weberei und Papiermacherei ist wirklich eine alteuropäische Konstellation. In alten Liedtexten, auch in *Des Knaben Wunderhorn*, rücken Weber und die Papierwelt ganz eng aneinander. Das lässt sich ausbuchstabieren in wirklich predigtartigen Varianten der theologisch-metaphysischen Deutung: Materie muss erst ganz tief in Verwesung, Fäulnis und Gestank hinabsinken, ehe sie wieder auferstehen kann – in weißer Lichtkleidseele sozusagen. Solche Motive kennt man aus barocken Predigten. Diese alte Verbindung wird dann sozusagen mitindustrialisiert. Es kommt viel Baumwolle auf den Markt, die Leute wechseln ihre Kleider häufiger, also gibt es auch mehr Lumpen. Fürs Erste konnte das die erhöhte Nachfrage ein bisschen auffangen. Aber irgendwann war der Bedarf höher als das Rohstoffangebot, die Folge davon war eine Lumpenverknappung. Die revolutionäre Lösung bestand in der Änderung der Rohstoffbasis.

Vor einigen Wochen wurde in einer Zeitung gefragt, ob Marbach eine größere Rolle im deutschen Archivwesen spielen soll? Ja oder nein? Und die Zeitung schrieb: Seit 500 Jahren fällen wir jetzt Bäume für unsere Bücher. Wenn so etwas in einer Zeitung steht, dachte ich, kann es nicht falsch sein, die elementaren Dinge zu erklären: Holz spielt bei der Papierproduktion wirklich erst seit dem 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle. Erst jetzt werden die menschenleeren Waldregionen Skandinaviens und Kanadas für die Papierproduktion entscheidend. Die moderne Tagespresse ist ohne die Umstellung auf die neue, günstigere Rohstoffbasis nicht denkbar.

M.L. Kathrin Passig, täusche ich mich oder müsste der digitalen Welt, die im Moment auch auf ein Demokratie- und Zugänglichkeitspathos setzt, nicht genau dieser Prozess als Vorläuferprozess zutiefst sympathisch sein? Diese Kodex-Welt, in der es sehr kompliziert ist, aus einer Tierhaut ein Buch herzustellen, ist wirklich etwas für Eingeweihte, eine Kostbarkeit. Aber diese Papier-Welt, ist sie nicht eine demokratische Netzwelt mit anderen Mitteln?

K.P. Auf eine gewisse Art sind das immer die selben oder sehr ähnliche Auseinandersetzungen: Ambivalenz zwischen Hoffnung auf Demokratisierung, auf leichtere Zugänglichkeit, auf leichteren Transport, allgemeine Verfügbarkeit einerseits – und die verschiedenen Ängste, die sich dann damit verbinden. »There's no such thing as a free lunch« –das war im Buchdruck nicht anders. Es gibt bei Michael Giesecke in *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit* die schöne These, dass diese Hoffnungsvisionen kein zufälliges Nebenprodukt einer solchen Erfolgsgeschichte sind, sondern den Erfolg mit hervorbringen. Dass also erst diese große Erwartungshaltung, dieser allgemeine Technikoptimismus dazu beiträgt, dass aus dem neuen Medium oder dem, was auch immer gerade neu ist, etwas Erfolgreiches werden kann – *self-fulfilling prophecy*.

L.M. Daran kann ich vielleicht anknüpfen. Das Verhältnis von Überfluss und Verknappung ist tatsächlich ein Grundmotiv, das unsere Übergangswelt, in der wir heute leben, mit den älteren Welten, an die wir uns erinnern, verbindet. Mit der explosiven Zunahme von Papier im 19. Jahrhundert gewinnt ein physischer Gegenstand im Alltag nicht nur der Großstädte an Bedeutung. Aber häufig, wenn sich solche explosiven Überflussphänomene herausbilden, werden sie mit Verknappungsstrategien gekontert. Das heißt, das Papier wird gewissermaßen wertlos.

Das wertlose Papier ist ein großes Phantasma im 18. und 19. Jahrhundert, und das meine ich auch im ökonomischen Sinne. Das Papier ist sozusagen auch das Trägermedium des Kredits. Diese Erfahrung wurde im 18. und frühen 19. Jahrhundert durch die Französische Revolution und ihre Assignaten, also das Papiergeld, so nachhaltig, dass sie seit Burke eine Art konterrevolutionäres Standardmotiv wird: die Entwertung alles Substanziellen durch den sozusagen revolutionären Abschied vom Substanziellen, von den Immobilien und vom Goldstandard gewissermaßen. Das begleitet fortan die Selbstwahrnehmung unserer Kultur und eben auch speziell unserer Finanzwirtschaft. Noch die heutigen Metaphern, in denen wir unsere Finanzwirtschaft reflektieren, haben sehr viel zu tun mit den *bubbles*, Blasen und Börsengedichten, die beispielsweise in England zur Zeit der Gründung der Bank of England kursierten.

Papier ist nicht einfach nur ein Medium der Wissensgesellschaft, sondern auch ein Medium der universellen Verflechtung der Zentralinstanzen, sozusagen des neuzeitlichen westeuropäischen Wirtschaftsmodells. Papier hat immer Substitutionsleistungen erbracht, indem es sich in die existierenden Routinen einschlich und sich dadurch unentbehrlich machte, dass es in der Regel kostengünstiger war. Das erleben wir jetzt auch wieder. Die Substitution von Papiergeld durch Plastik ist so

ein Vorgang. Wenn man einmal anfängt, darauf zu achten, dann fallen einem diese Analogien auf.

Ich würde nie behaupten, dass Herunterladen und Exzerpieren das selbe ist. Aber ich würde behaupten, dass es in der Geschichte der Kulturtechniken sinnvoll sein kann, beides vergleichend zueinander in Beziehung zu setzen. Gerade weil beides nicht identisch ist, aber ähnlichen Grundmotiven folgt, nämlich aus existierendem Wissen gewissermaßen mit *small tools* kleine Wissensseinheiten individualisierend herauszupräparieren. Das heißt also zum Beispiel, gebundenes Papier zurückzuverwandeln in ungebundenes. Mir widerstrebt sozusagen die Einbahnstraßenlogik, mit der in der Regel die Gutenbergwelt dargestellt wird. Nämlich als formelles *scripted print*. Es führen ganz viele Wege zurück.

K.P. Diese Diskussion gibt es auch bei Johannes Trithemius, den sie in Ihrem Buch auch zitieren: Er äußert sich zu dem Thema, dass Papier weniger haltbar ist als Pergament. Im Gegenzug verwies man auf die höhere Verbreitung, also: Auflage des Buchs, wodurch die geringere Haltbarkeit gegenüber der Pergamentausgabe ausgeglichen werden kann. Diese Diskussion ähnelt der heutigen Diskussion: Kann man die Dinge einfach digitalisieren? Sind sie dann über Nacht weg oder wird die schiere Menge von Digitalisaten den Verlust an Dauerhaftigkeit ausgleichen?

L.M. Das Zeitungspapier ist erst im 19. Jahrhundert zu einer eigenen Größe geworden. Mit den eben beschriebenen Prozessen. Es hat sich gewissermaßen ausgliedert aus dem Bereich von Schreib- und Buchdruckpapier. Die Leute wussten genau, was Karl Kraus meint, wenn er schreibt: »Es ward Abendblatt und es ward Morgenblatt«. Die beschleunigte Produktion von papiergebundenen Nachrichten bedeutet eben auch, dass ganz viel ganz schnell veraltet und weggeworfen wird. Darum ist die Vorstellung, Zeitungen an die Bibliothek und das Archiv zu binden, nur unter heutigen Gesichtspunkten gerechtfertigt. Zeitungen wurden zwar früh archiviert, aber der Löwenanteil aller gedruckten Zeitungen verschwand im Orkus. Es war vollkommen klar, dass nicht alles überlieferungsrelevant ist. Auf die geringe Haltbarkeit von Zeitungspapier musste keine Rücksicht genommen werden, es konnte ökonomisch seinen Siegeszug antreten.

K.P. In einer Diskussion habe ich einmal die steile These aufgestellt, dass Johannes Trithemius von den ewig gültigen Wahrheiten der Kirche aus argumentierte. Es war vernünftig, diese Wahrheiten 2.000 Jahre aufzubewahren, aber heute ist der Glaube an ewig gültige Wahrheiten und ihre Produktion stark zurückgegangen.

Ich musste mir daraufhin einiges an Kritik anhören, die nicht unberechtigt war. Da habe ich mir vorgenommen, ohne vorheriges Nachschlagen keine fahrlässigen Theorien mehr über mittelalterliche Mönche in die Welt zu setzen. Nun habe ich aber aus Ihrem Buch erfahren, dass ich doch gewissermaßen nur den Geist von Harold Innis ›gechannelt‹ hatte, der etwas ganz Ähnliches behauptet hat. Hatte ich vielleicht doch nur halb unrecht?

L.M. Innis war der Medientheoretiker, der vor allem mit den Kategorien Raum und Zeit operiert hat. Er hat sich gefragt: Wie weit kommen Informationen herum? Und: Wie lang kommen sie herum? Beides muss nicht übereinstimmen. Ein Medium kann sehr weit zirkulieren, ohne sehr weit in die Zeit reisen zu müssen. Das gilt zum Beispiel für Tageszeitungen, wenn sie weiträumig vertrieben werden. Die Balance zwischen diesen beiden Funktionen hat viel mit dem Selbstverständnis einer Gesellschaft zu tun. Welche Informationen vertrauen sie welchem Datenträger an? Innis unterscheidet schwere und leichte Medien. Papier ist natürlich ein relativ leichtes Trägermedium – verglichen mit Pergament, mit Holz, Stein und Knochen zum Beispiel. Das erhöht seine Chancen der Zirkulation im Raum. Und gleichzeitig hat es, wenn es vorindustriell produziert wurde, eine Chance auf Haltbarkeit, die Trithemius Vorhersage – 200 Jahre – weit überschreitet.

Um es in organische Bilder zu fassen: Der gesellschaftliche Organismus nimmt diese Substanz Papier gewissermaßen in sich auf und scheidet diese auch immer wieder aus. Das ist zum Beispiel im 19. Jahrhundert ein ganz gängiges Bild bei Dickens. Die Kloake der Großstadt London, da sind diese ganzen vernutzten Papiere, die schon beschriftet sind. Das ist sozusagen die Welt, in der das Papier auch ansteckend ist. Das hat für einen Autor wie Dickens den großen Vorzug, dass es sämtlichen Umwelteinflüssen ausgesetzt ist und durch alle Sphären und Stufen der Gesellschaft bis hin zu den Ärmsten der Armen zirkuliert. Papier war im 19. Jahrhundert ein ideales Medium zur Darstellung des sozialen Kosmos, weil es zirkuliert, angenommen und wieder ausgeschieden wird.

M.L. Papier als ein leichtes Zirkulationsmedium emuliert sozusagen, was wir unter Wissenszirkulation und oder Zeichenzirkulation verstehen. Papier ist also ein Medium, das den Strukturalisten ein bisschen entgegenkommt. Roland Barthes hat gesagt, er sei Strukturalist geworden, weil er nie eine Bibliothek hatte betreten wollen, und so sei der Strukturalismus selbst zu einer Bibliothek geworden. Der französische Wissenschaftler und Reiseschriftsteller Erik Orsenna hat kürzlich eine Schrift mit dem Titel *Sur la route de papier* vorgelegt. Offenbar sind Reisewege und Zirkulationswege etwas, was das Papier ausmacht. Und doch gibt es Insti-

tutionen wie diese hier, die versucht, in diese Kreisläufe einzubrechen. Das hat offenbar auch mit einer Unterbrechung eines anderen Kreislaufs oder Zirkels zu tun. Nämlich mit einer Unterbrechung des hermeneutischen Zirkels durch Wilhelm Dilthey, der in den 1880er-Jahren vor einer Berliner Gesellschaft die Einrichtung von Archiven für Literatur forderte. Was hat es damit auf sich?

L.M. Dilthey wollte, dass nichts verloren geht. Er hatte die Vorstellung, dass man nicht nur die einzelnen großen Autoren überliefern muss, sondern ihr gesamtes Generationenprofil, um verstehen zu können, was sie gemeint haben. Also sollte man nicht nur die Nachlässe von Kant, Goethe, Schiller, Fichte oder wem immer in den Archiven aufbewahren, sondern – wie in den geheimen Staatsarchiven – einen größeren Überlieferungsbestand. Sie sammeln hier in Marbach ja auch Autoren, von denen Sie nicht wissen können, ob sie in 500 Jahren noch zum Kanon gehören. Das geht gar nicht anders, das ist im damals entwickelten Prinzip des Literaturarchivs schon gesetzt. Im Hintergrund steht dabei auch der Historismus, der als »Messi« sozusagen eine Wegwerfhemmung produziert. Insofern, als der Historismus Papiere der Vergangenheit pausenlos recycelt, ist er auch eine imaginäre Papiermaschine. Das ist eine erfolgreiche, uns selbstverständlich gewordene Idee. Ihr Rivale ist der Philologe, der gerne alleine den Zugriff hätte, er ist Privatsammler.

M.L. Und so operieren wir heute nicht nur gegen die Privatsammler, sondern auch mit ihnen, wenn sie sich mit uns auf dem einen oder anderen Wege verbinden wollen. In Murray Bails Roman *The Pages* ist eine Philosophin mit dem Nachlass eines großen Philosophen in den australischen Outbacks konfrontiert, der dort in den letzten Jahren vollkommen zurückgezogen gelebt hat. Auf dieses gesamte Papier fällt Licht durchs Fenster – und es kommt zu einem Weiße-Magie-Effekt: Glanz und Schein. Murray Bail war wohl noch in keiner Philosophenwohnung, sonst hätte den ganzen Staub, diesen Messi-Effekt des Historismus, den Sie uns gerade beschrieben haben, anders gezeigt.

K.P. Ich war mal mit einem Mann zusammen, der in allen seinen Wohnungen, die ich gesehen habe, ein eigenes Zimmer für die Bücher hatte, in denen nie die Vorhänge geöffnet werden durften, damit die Buchrücken nicht vergilben. Soviel zum einfallenden Licht ...

M.L. Das ist Fetischismus, der dieses Medium begleitet. Wir haben vor einem Jahr den Nachlass des Berliner Medientheoretikers Friedrich Kittler hierher geholt. Friedrich Kittler hat 1995 geschrieben: »Letzter historischer Schreibakt mag es folglich gewesen sein, als in den späten Siebzigern ein Team von Intel-

Ingenieuren [...] die Hardware-Architektur ihres ersten integrierten Mikroprozessors [aufzeichneten].« Spielt da nicht eine ganz merkwürdiger elektrifizierter Kurzschluss von Zeichen- und Schreibprozess mit dem Papiermedium eine Rolle? Schreiben wir etwa nicht? Was treibt Kittler da um?

L.M. Ich glaube, es kommt Kittler nicht aufs Trägermedium an.

M.L. Es kommt ihm tatsächlich nicht auf das Trägermedium an. Sie haben versucht, das Trägermedium gegen die Medientheorie, die sozusagen eher von McLuhan und aus der Gutenberggalaxis kommt, einer Hochzeit der Philologie und des Merkur zuzuführen. Von Jürgen Kaube stammt die Warnung: »Von der Epochenkante zurücktreten.« Also Vorsicht, keine Diagnosen. Wer jetzt Historie betreibt, der sollte keine Prognostik wagen. Doch Sie beide haben uns beschrieben, wie die digitalen Medien wie die klassischen Printmedien sich ununterbrochen mit diesem prognostischen Genre abmühen – gerade in diesen Tagen, die sehr geprägt sind von Urheberrechtsdebatten und Dingen, die nur sehr mittelbar mit diesem Phänomen zu tun haben, das wir heute Abend besprechen. Trotzdem die Frage, Herr Müller: Eine Koexistenz von Papiermedium und digitalem Medium?

L.M. Ich war neulich auf einer Veranstaltung in Berlin zum zweihundertsten Geburtstag von Charles Dickens. Anwesend war auch ein Chief Executive Officer von Random House aus London, ungefähr Mitte 40. Er hat jetzt ein großes Projekt: die Überführung des Taschenbuchs ins E-Book. Der würde aber auch sagen: Hardcover machen wir aber trotzdem. Der Begriff ›Buch‹ meint eine ziemlich große Palette von physischen Gegenständen.

Ich glaube, dass viel davon abhängen wird, wie die aus den analogen Zeiten überkommenen Formate künftig definiert werden. Darum hab ich vorher auch die Geschichte mit der Seite erzählt. Der Begriff ›Format‹ ist für das Papier von extremer Bedeutung, Formate haben eine Bedeutung, schon bevor sie beschrieben werden. Zum Beispiel ein DIN-A4-Format, aber auch viele andere, ältere Papierformate ...

Wenn wir heute im Journalismus von Format reden, meinen wir ja bestimmte Genres, zum Beispiel die ›Homestory‹. Diese Formate müssen jetzt alle unter den neuen Bedingungen definiert werden. Aber ich weiß eben noch nicht, wie das sein wird. Auf keinen Fall wird es eine Generaldefinition für das ›Buch‹ geben. Es wird auch in den E-Book-Segmenten zu Differenzierungen kommen. Ich nehme an, dass es in den nächsten Jahren zunächst Konkurrenz und Koexistenz geben wird. Der Börsenverein des deutschen Buchhandels hat gerade die neuen Zahlen veröf-

fentlicht: Weil die Umsätze rückläufig sind, setzt die Buchbranche verstärkt ihre Hoffnung auf das E-Book, allerdings verkaufen Verlage selbst sehr viel mehr E-Books als der stationäre Buchhandel. Da zeigen sich lauter Bruchstellen, die mitten durch den Börsenverein gehen, wo Verleger und Buchhändler sozusagen noch in einem Boot sitzen. Aber es könnte sein, dass Verleger und Buchhändler irgendwann nicht mehr die gleichen Interessen haben. Zum Beispiel bezogen auf das E-Book.

M.L. Als die Dokumentenserver von Google Sie das letzte Mal enttäuscht haben, Frau Passig, haben Sie da mit dem Gedanken gespielt, doch zumindest zu Ihrer alten kleinen Festplatte und Ihrem Tintenstrahldrucker zurückzukehren und kleine Akten ins Regal zu stellen – für den Fall, dass Ihnen die ganze Maschinerie einmal zusammenbricht?

K.P. Ich habe soviel auf Papier verloren, das muss Google erst einmal hinbekommen. Aber es ist beim Schreiben von Büchern schon interessant, an wie vielen Stellen in diesem Prozess die Buchstaben den Sprung auf das Papier oder zurück in die Virtualität machen. Ich habe heute im Zug mit Ausdrucken eines wissenschaftlichen Artikels gearbeitet, den ich deshalb ausgedruckt habe, weil er in einem mir nicht zugänglichen wissenschaftlichen Journal veröffentlicht ist. Ich habe deshalb einen Freund in Princeton gebeten, mir ihn irgendwie zukommen zu lassen. Er hat ihn dann in eine Mail kopiert, kein Ort, an dem ich normalerweise nach Texten suche. Ich weiß genau: Nächste Woche werde ich vergessen haben, dass er in einer Mail steckt. Ich habe den Text also ausgedruckt und dann im Zug mit Stiften darin herumgemalt. Das habe schon länger nicht mehr gemacht. Dann wandert er wieder als Dokument auf einem Server, Gott weiß wo, bis das Buch einigermaßen zu Ende geschrieben ist, das die Form eines Word-Dokuments hat, weil das der Verlag so möchte. Vom Verlag bekommt man dann eine PDF zurück und – wenn man sich nicht zur Wehr setzt – einen Papierstapel. Man kann die finale Korrektur zwar digital machen ... Aber ich weiß, dass im Verlag jemand sitzt, der mit einem spitzen Bleistift die Papierfahne des Korrektors, des Lektorats und der Autoren in einer weiteren Papierversion kollationiert, die dann zu einer Hausfrau in Allenbüttel kommt, die es wiederum in das Endlayout umsetzt, sodass es auf Papier gedruckt werden kann ... Das wird wohl noch eine Weile so bleiben.

L.M. Ich glaube auch. Wir sind technologische Mischwesen geworden. Aber nicht jeder liest so viel am Rechner, wie er darauf schreibt. Das Blättern in einem Lexikon kann sehr schnell gehen, wenn man sich darin gut auskennt – und das Blättern in einem elektronischen Lexikon kann bei manchen Leute sehr lange dauern.

Wir bewegen uns im Moment wirklich in Mischwelten. Das ist auch in der Zeitungsherstellung so, es entstehen oft Zwischenprodukte, die dann wieder umformatiert werden. Wir bekommen tatsächlich immer noch handschriftliche Manuskripte auf Papier, das ist inzwischen fast eine Provokation. Auch getippte Manuskripte mit handschriftlichen Einfügungen. Das muss erst erfasst werden, was natürlich eine erhebliche Verzögerung im Ablauf bedeutet.

M.L. Sadistische Autoren ...

L.M. Für Sie in Marbach ist das ja nicht schlecht, Hauptattraktion der Ausstellungen sind ja diese ganz verschiedenen Papierformate, die meist in einem komplizierten Prozess in Bücher überführt wurden.

K.P. Es gab eine Zeit lang EtherPad, eine Software, die von Google aufgekauft wurde. Jetzt gibt es sie nur noch in verstreuten Schwundstufen. Bei EtherPad kann man sich in einer Art Replay-Funktion anschauen, wie der Text entstanden ist, also alle Versionen bis zurück zum ersten Buchstaben. So konnte man in der Replay-Funktion zum Beispiel einen fertigen Essay von Paul Graham lesen – oder man konnte sehen, wie zuerst der dritte Absatz entsteht und – im Zeitraffer – und schließlich der fertige Text. Das fände ich bei vielen Autoren auch sehr interessant. Auch als Exponat.

M.L. Die Textkritik freut sich genau über diese Prozesse ... Wir werden uns auch im Ausstellungsbereich an solche Koexistenz gewöhnen können, wollen oder müssen: an Dateien und ausgedrucktes Material. Allerdings stellt die Gleichförmigkeit der DIN-A4-Seiten im Vergleich zur Vielfalt in konventionellen Schreibprozessen mit seinen unterschiedlichen Schreibgeräten und Trägermaterialien ein gewisses Problem dar. Bereits 1985 kuratierte Jean-François Lyotard gemeinsam mit Thierry Chaput im Pariser Centre Pompidou die Ausstellung ›Les Immatériaux‹, in der es um Immaterialisierungsprozesse und Immaterialitätsphänomene ging. Natürlich war diese Ausstellung noch sehr materiell. Diese Entmaterialisierung bedeutete auch eine politische Bedrohung. Wir wissen, wer in Frankreich die ›Sans Papier‹ und in der Schweiz die ›Papierlosen‹ sind. Das sind diejenigen, die keine politischen Rechte wahrnehmen können, weil sie keine Unterlagen haben, mit denen sie sich ausweisen können.

Wir haben viel erfahren heute Abend. Bevor ich zum Erwerb des Buches von Lothar Müller anstifte, möchte ich noch auf das Buch von Kathrin Passig hinweisen, das im Herbst bei Rowohlt erscheint. Auch als E-Book?

K.P. Das ist ein Experiment: Zum ersten Mal wird ein Buch inklusive E-Book zum selben Preis angeboten wie das Hardcover. Wahrscheinlich in der Hoffnung, mit Gratisdrogen das Publikum für das E-Book anzufixen.

M.L. Zum Schluss nun möchte ich Ihnen allen die Gelegenheit geben, Fragen an unsere Experten zu stellen. Fragen, die Sie vielleicht persönlich auf dem Herzen haben oder sich aus den Debatten der vergangenen Wochen zum Thema Papier und digitale Welten ergeben haben.

PUBLIKUM Papier ist schon lange wesentlich für die Verwaltung von Daten, ähnlich wie die Tontafeln bei den Sumerern auch Datenspeicher für wirtschaftliche und politische Inhalte waren und auch dazu dienten, diese zu überwachen.

L.M. Das war auch bei den Arabern so. Es gibt arabische Papiere, die nichts zu tun haben mit Literatur oder Religion, es sind vielmehr Scheidungsurkunden, Kaufverträge, Rechtsurteile und so weiter. Verwaltung ist der Keim des Papierwesens. Der chinesische Hofbeamte, der es 105 n. Chr. eingeführt hat, war natürlich ein Verwaltungsmann. Und die frühen Erfolge des Papiers sind Erfolge in den Bereichen Recht und Verwaltung. Papier ist in Europa benutzt worden, bevor die Europäer Papiermühlen gebaut haben. Papier war immer ein Fernhandelsprodukt und die Seidenstraße nicht nur eine Seiden-, sondern auch eine Papierstraße. Schon am Hof des Staufferkönigs Friedrich II. in Sizilien wurde Papier verwendet, das von arabischen Händlern gekauft worden war. Zuerst wandern die Produkte – und dann wandern die Fähigkeiten, sie herzustellen. Dafür muss es aber ein starkes Motiv geben, und das sind natürlich immer die Kosten, die der Transport der Ware erfordert. Insofern lohnt es sich, selbst Papier herstellen zu lernen. Das haben die Europäer dann gemacht.

PUBLIKUM Wir sind ja hier in einem Literatur-Institut ... Es spielt doch eine große Rolle, ob sie beispielsweise eine Parabel von Kafka als gesetzten Text oder in der Handschrift lesen. Auf einmal haben sie einen anderen Text. Im Netz verändert sich die Rechtschreibung, zum Beispiel bei E-Mails. Ich bekomme immer mehr E-Mails mit durchgehender Kleinschreibung. Die Hochliteratur aber ist ja immer noch an das Buch, an das Manuskript, an das Alte gefesselt, weil viele Autoren von Hand schreiben. Weil so die Hand mit dem Kopf eine besondere Verbindung hat. Wir haben heute von Massentexten gesprochen, aber im Netz und vor dem Bildschirm Kafka zu lesen, ist eigentlich blöde!

PUBLIKUM Ist nicht der gedankliche Inhalt eines Texts auch abhängig von der materiellen Form, in der er auf uns wirkt? Man nimmt ihn ganz anders wahr. In einer Erstausgabe lesen sie ihn anders als in einer historisch-kritischen Ausgabe oder auf dem Bildschirm. Und die Schreibtechniken und -materialien beeinflussen die Gedanken der Autoren ebenfalls, denke ich. Insofern glaube ich nicht, dass es einen abstrakten Text gibt, er braucht ja immer irgendeine Art von materiellem Träger –und sei es ein elektronischer mit unterschiedlichen Lichtverhältnissen. Dieser Aspekt kam mir heute noch ein wenig zu kurz.

Ich bin wahrscheinlich einer der wenigen in diesem Raum hier, der das Buch von Herrn Müller wirklich ganz gelesen hat. Ich wurde heute Nacht gerade fertig damit. Was mir daran so gefallen hat, ist, dass er darin Spezialwissen der Technikgeschichte für ein größeres Publikum fruchtbar gemacht hat. Das gilt nicht nur für die hermetische Papiergeschichte, sondern auch für die Geschichte der Drucktechnik. Wahrscheinlich wissen nur fünf Leute in Deutschland, wie Druckmaschinen im 19. Jahrhundert funktioniert und sich entwickelt haben. Aber zurück zu dieser Materialitätsfrage ...

K.P. Diese Frage, inwieweit die Technik der Herstellung und die Technik des Lesens den Text beeinflussen, ist nicht durch das Internet in die Welt gekommen. Eine amerikanische Journalistenorganisation hat bereits im späten 19. Jahrhundert auf einer Tagung die Frage diskutiert, ob und wie Schreibmaschinen die Qualität der journalistischen Arbeit verändern, vermutlich zum Schlechteren. Ich konnte es leider nicht genau herausfinden. Peter Härtling glaubte in den 80er-Jahren, Prosa, die am Computer entstanden ist, an der Angst der Verfasser vor dem Computer-Absturz erkennen zu können. Es ist heute leicht, darüber zu lachen. Aber vielleicht hatte er ja recht. Natürlich prägt die Technik auf die eine oder andere Art das Geschriebene. Nur die reflexartige Annahme, dass es sich dabei zum Schlechten verändern muss, ist mir etwas zu voreilig.

Diese Diskussion gab es auch im Zusammenhang mit dem Vorläufer des Betriebssystems Windows, das es zuerst bei Apple-Rechnern gab, wo nicht nur nackter Text auf den Bildschirmen zu sehen war, sondern auch grafische Repräsentationen von Schreibtischen, Abfalleimern usw. Es gab ernsthafte wissenschaftliche Untersuchungen darüber, dass Studenten, die auf diese Art arbeiten, ihre Seminararbeiten nur noch im Bilderbuchklecksstil verfassen können. Anders als die, die noch nicht mit grafischen Betriebssystemen arbeiten ...

L.M. Ob Trägermedien die ästhetischen Rezeption von Texten beeinflussen, das ist eine schwierige Frage. Ob sie Kafkas *Strafkolonie* auf dem Bildschirm lesen, im Taschenbuch oder in der Erstausgabe – es gibt etwas, das all diesen Lektüren gemeinsam ist, einen ideellen Gehalt, der durch diese Medien wandert. Zumindest bei dieser Erzählung würde es mir so gehen. Das Tätowieren ist ein so starkes Motiv, dass die Frage nach der Form, in der ich das lese, zwar nicht unwichtig ist, aber auch nicht entscheidend.

Im Prinzip aber würde ich unterschreiben, was Sie sagen: Es gibt einen Zusammenhang zwischen dem Trägermedium und dem, was wir ihm anvertrauen. Das Gutenbergzeitalter ist dadurch bestimmt, dass die Leute nur noch einsam und stumm vor ihren Büchern sitzen. Wir selber sind aber auch Überlieferungs- und Trägermedien, beispielsweise durch Auswendiglernen, durch unsere Art, Gedichte zu rezipieren und Verse zu sprechen. Gerade Lyrik wahrt immer auch einen gewissen Abstand zum Papier. Die Art und Weise, wie ich in der Schule auswendig gelernt habe, unterscheidet sich von der, wie das heute betrieben wird. Es gibt sozusagen historische Tonlagen, das wird deutlich, wenn man sich ältere Theateraufführungen anschaut. Das alte Bühnen-R erregt heute unweigerlich Heiterkeitserfolge.

Das Grundmuster unseres Nachdenkens haben wir von der guten alten Geschichtsphilosophie geerbt, und es lautet ›von – zu‹. Früher hieß es ›vom Mythos zum Logos‹, heute ›vom analogen zum digitalen Zeitalter‹. In der politischen Geschichte und in der Geschichte politischer Utopien finden sie dieses Muster kaum noch, aber auf dem Gebiet der Technik.

Vorhin wurde der Strukturalismus erwähnt ... Nehmen wir in dessen Sinn das Analoge und das Digitale doch einfach als strukturelle Opposition innerhalb der Zeit, in der wir leben. Stellen wir beides einander gegenüber wie meinetwegen das Rohe und das Gekochte. Jedenfalls als etwas, das man in seiner wechselseitigen Durchdringung, Verstärkung, Verflechtung, Abstoßung reflektiert – und nicht nur als klaren Widerspruch. Dann kommen wir unserer Realität, das, was Sie beschreiben, viel näher, als wenn wir zwanghaft fragen: Wo befinde ich mich gerade auf der Zeitachse? Bin ich schon modern genug? Wir befinden uns im Moment in einer Phase, in der es einen ganz starken Sog in Richtung Digitalisierung gibt. Das ist im Archiv so, das ist in den Bibliotheken so. Gleichzeitig sind wir wirklich noch Mischwesen. Es würde für den Status als Autor, glaube ich, heute noch nicht ausreichen, wenn sie nur digital publizieren: Das kulturelle Prestige des Autors in Deutschland hängt im Moment noch am gedruckten Buch. Aber es können Leute

im Internet mit E-Books schon Geld verdienen, ohne dass sie ihre Bücher drucken lassen. Damit verdienen in Amerika 16-jährige tausende von Dollar. Ein Beispiel aus meinem Metier: Es gibt bisher keinen erfolgreichen Nachfolger des Offenen Briefs, der sich vom Zeitungspapier abgelöst hätte – für diese pathetische Großgeste gibt es noch keinen digitalen Ersatz. Und dass Günter Grass sein Israel-kritisches Gedicht in der *Süddeutschen* veröffentlicht hat, in einem Printmedium, ist ähnlich reflektierenswert wie die Rolle der Printmedien sowohl in der Affäre Gutenberg wie auch in der Affäre Wulff. In beiden Fällen waren nämlich die Printmedien sozusagen die Taktgeber.

M.L. Ich finde das, was Lothar Müller beschreibt, sehr einleuchtend. Eine letzte Frage?

P. Auch wenn wir jetzt viel über Ihr Buch gehört haben ... Was ist die Intention Ihres Buches, Frau Passig? Hier sitzen lauter Sammler und Buchliebhaber, aber Ihre Intention zielt eher in die Richtung digitales Kommunizieren.

K.P. Solange es Buchliebhaber mit Finanzkraft und Zahlungsbereitschaft gibt, wird es auch jemanden geben, der den Stoff für die Buch-Liebhabelei liefert. Ich glaube nicht, dass das Angebot vor der Nachfrage ausstirbt. In meinem Buch geht es darum, dass sehr viele, oft unfreundlich geführte Debatten der letzten Jahre, die mit dem Internet zu tun haben, Neuauflagen älterer Technik- und Veränderungsdebatten sind. Natürlich greift es zu kurz zu sagen: Das hatten wir schon. Es ist etwas d'ran an den Vorwürfen, sonst hätten diese Diskussionen nicht diese Hartnäckigkeit. Das Buch ist der Versuch, die Zwiebelhäute von der Diskussion herunterzuschälen und zu schauen: Worum geht es dabei eigentlich allen beteiligten Seiten?

M.L. Vielen Dank! Um diese Frage zu beantworten, müssen Sie dieses Buch tatsächlich als E-Book oder in der haptischen Variante erwerben.

Wir hatten hier vor zwei Wochen eine Tagung zu Arnold Gehlen, der den schönen Begriff ›Mängelwesen‹ geprägt hat. Wir haben heute Abend gelernt, dass wir nicht Mängel-, sondern Mischwesen sind. Auch Papier zeigt Züge einer Mischkalkulation, besteht aus gemischten Materialien. Und wir wissen auch, dass das Papier nicht nur aus China kommt, sondern auch nach China zurückgeht. Größte Mengen von Altpapier wandern heut nicht zu Buch-, sondern zu Verpackungszwecken zurück nach China. So schließt sich der Kreis. Vielen herzlichen Dank, Kathrin Passig und Lothar Müller. Vielen herzlich Dank Ihnen allen für Ihr Kommen.